



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kießmann, R.: Edmond Rostand

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mitzuarbeiten, damit wir erreichen, was uns noch fehlt, damit wir vorwärts kommen und dem deutschen Namen Geltung und Ansehen verschaffen in der Welt, so liegt auch das an dem Mangel an politischer Denkfähigkeit, an dem Mangel an Verständnis für unsre Aufgaben und Ziele und an der geringen Neigung des Deutschen zur Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten, mit Politik. Wenn der Staatssekretär klagt über unser geringes koloniales Verständnis, so liegt das eben daran, daß uns überhaupt politisches Interesse und Verständnis fehlen. Nur indem wir dieses zu wecken und zu fördern uns bestreben, werden wir unserm öffentlichen Leben das geben, was ihm heute abgeht, den Zug ins Große, die Einmütigkeit in der Beurteilung nationaler Lebensfragen. Nur durch Erziehung aller zur Teilnahme an den Angelegenheiten des Staates werden wir erreichen, daß auch der Deutsche mit Stolz und Freude erfüllt wird an seinem Vaterlande.

Nicht nur ein Kreuzzug der Erziehung für koloniales Verständnis ist es, der uns bitter nottut, sondern mehr als das:

Ein Kreuzzug für nationale Erziehung.



Edmond Rostand

Von R. Kießmann in Bernburg



Nachdem Edmond Rostand als Mitglied in die französische Akademie gewählt worden war, feierte er in seinem Discours de Réception vom 4. Juni 1903 altem Brauche gemäß das Andenken seines Vorgängers, Henri de Borniers, dessen Platz er auszufüllen berufen war. Ist es nicht wunderbar, daß die erste öffentliche Rundgebung in Prosa den Mund des Dichters bis heute hat verstummen lassen, dem die Verse so leicht und so anmutig von den Lippen flossen, dem, wie er selbst sagt, die poetische Sprache die „am wenigsten fremde“ ist?

Wie selten ein Dichter hatte Rostand es verstanden, den Erfolg an seine Fahnen zu heften. Zwar wurden seine ersten dichterischen Versuche *Les Musardises* kurz nach ihrem Erscheinen nur von einigen Feinschmeckern als eine glänzende literarische Erstlingsleistung eingeschätzt, während sie heute mit Gold aufgewogen werden, und die *Bibliothèque Nationale* und die *Bibliothèque de l'Arsenal* in Paris nur je ein Exemplar dieses kostbaren Büchleins sorglich bewahren, das in Deutschland überhaupt unauffindbar ist. Mit den *Romanesques* jedoch pflückte der Dichter, der eben sein siebenundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte, das erste volle Reis vom Lorbeerbaum des Ruhmes. In diesem muntern Spiel, das an Ort und Zeit nicht gebunden ist, das überall aufgeführt werden

kann, „wenn nur die Kostüme hübsch sind“, spottet der Dichter eines romantischen Liebespärchens, das gar zu gern die Rollen Romeos und Juliens spielen möchte, aber trotz der harmlosen Ironie des Dichters merken wir, daß seine Sympathie im Grunde doch bei den Liebenden ist; auch er steht im Banne der Romantik.

Nun reihen sich in schneller Folge *La Princesse lointaine*, *La Samaritaine*, *Cyrano de Bergerac*, *L'Aiglon* aneinander. Über allen diesen Stücken liegt der Schimmer der Romantik ausgegossen. Mögen wir den todeswunden Troubadour Toffroy Rudel zu seiner fernem Geliebten geleiten, in deren Armen ihn in der ersten Stunde des Beisammenseins der Tod ereilt, mögen wir am alten Jakobsbrunnen Zeugen der dramatisch belebten und oft bearbeiteten*) Zwiesprache zwischen Jesus und der Samariterin sein, ob wir den Heldentaten eines Cyrano hingerrissen lauschen, der in allen Stücken seinem scharfen Wort und seinem schneidigen Degen vertraut, um Beifall mächtiger Herren und Gunstbezeugungen schöner Frauen nicht buhlend, um rein und fleckenlos sein Wappenschild gen Himmel zu tragen, überall, nicht zum wenigsten in der Tragödie des Kindes von Rom, das nach den ersten matten Flügelschlägen in die niedrige Alltagswelt geschleudert wird — überall der feine zarte Duft wie von der blauen Blume der Romantik. In jener Trilogie der Mannesleidenschaft — *Princesse lointaine*, *Cyrano de Bergerac*, *L'Aiglon* — erklingt es von romantischem Sehnen und Suchen, von Streben und Sterben für Frauenliebe, Mannesehre, Herrscherruhm.

Nach dem beispiellosen Erfolg des *Cyrano* schien für viele eine weitere Entwicklung Rostands überhaupt in Frage zu stehn; um so höher müssen wir den starken Achtungserfolg bewerten, der dem *Aiglon* beschieden war, da dieses Stück ja einem anerkannten Meisterwerke zeitlich so schnell folgte.

Seitdem ist eine Pause im Schaffen des Dichters eingetreten, und wenn auch geschäftige Berichterstatter von seinen Plänen für die Zukunft mancherlei zu verraten wußten, erschienen ist seither nichts.

Die offizielle Anerkennung seiner Erfolge hat Rostand nicht gefehlt: jünger als irgendeiner seiner Vorgänger ist er der vielbegehrten Auszeichnung, den „vierzig Unsterblichen“ beigezählt zu werden, teilhaftig geworden. Was Victor Hugo erst bei dem fünften Versuch gelingen wollte, was Zola und Daudet versagt geblieben ist, fiel ihm, dem Liebling des Glückes, sogleich in den Schoß. Die Frucht seiner neuen Würde freilich, seine Rede in der Akademie, wurde von dem großen Publikum, das ungeduldig neuen dichterischen Taten des jungen Immortel entgegensah, wenig beachtet. Der jedoch, der Rostands Werk genau studiert hat, wird manche feine Andeutung über sein Innenleben darin finden, die um so wertvoller ist, als wir nur eben seinen äußern Lebensgang kennen. Wohl hört man oft die Vinsenweisheit: *A poet's life is in his writings*, aber es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Literatur-

*) Vgl. Goethe (Hempel) 33, 541 ff.

studiums, subjektive Einzelheiten aus literarischen Denkmälern zu fördern. Nun finden sich aber in dieser ersten und bisher einzigen Prosaschrift Rostands in scheinbarer Übertragung auf Henri de Bornier oder als spontane Äußerung der Ansichten des *récipiendaire* so viele Ideen, die an sein eignes Werk anklingen, daß wir seine Rede als wertvolles Dokument für die Beurteilung seiner dichterischen Persönlichkeit ansehen können.

Der blaue Himmel der Provence, die strahlende Sonne seiner Heimat leuchtet über Rostands Werk. Das verträumte Wesen des Südländers, der Charakter des alten Galliers mit seiner Vorliebe für witzige Rede, die echt französische Waffenfreudigkeit brechen in allen führenden Gestalten der Rostandschen Dramen durch.

Eine Überlieferung des sagenreichen Südens bildet denn auch den Ring, der die Rede des Dichters zu Ehren seines Vorgängers und Landsmannes umschließt. Rostand gedenkt eines Liedes *Lou gens de Lunel*..., das von den Leuten erzählt, die mit ihren Netzen ausziehen, um auf dem Grunde des klaren Wassers das Spiegelbild des Mondes zu fischen. *Histoire d'un pêcheur de lune* schien Rostand der geeignete Titel für seine Lebensbeschreibung Henri de Borniers, und damit charakterisiert er seine eigne dichterische Tätigkeit. Man braucht gar nicht daran zu denken, daß der historische Cyrano die Geschichte seiner Mondfahrten geschrieben hat, man kann auch über die groteske Darstellung der Mondreise des Helden in Rostands *Cyrano* hinwegsehen, die ganzen Stoffe unsers Dichters erinnern an das weltenfremde, romantische Gebaren der *pêcheurs de lune*.

Die beiden Liebenden der Romanesques, die nur in allen Formen romanhafter Abenteuer miteinander vereinigt sein wollen, Zoffroy Rudel, der eine Dame in Liedern verherrlicht, die er nie gesehen hat; Cyrano, der seinen Geist dem schönen Christian leiht, damit dieser von den schwellenden Lippen Roganens den süßen Lohn einheimse, an dem er nun doch auch gewissen Anteil hat, der Tollkopf Flambeau, der in der Uniform der *grogards* der Alten Garde allnächtlich in Schönbrunn seinen jungen kaiserlichen Herrn bewacht, der junge Adler selbst in seinem Hamletwesen, sich verzehrend in dem Bemühen, einer Aufgabe gerecht zu werden, für die es ihm an Kraft und Entschlossenheit fehlt: Poeten, Phantasten, *musards* wie Bornier und Rostand selbst, *pêcheurs de lune* sind sie alle.

Schon die Verwertung dieses einen Motivs zeigt, wie Rostand seinem Vorgänger nahe zu kommen sucht. Hier hören wir nicht die hohlen Lobreden einer auf Effekt berechneten Rhetorik, nein, Rostand fühlt sich seinem romantischen Landsmann als Mensch und Dichter in mehr als einer Hinsicht verwandt. Deshalb der persönliche Ton, der durch die Rede klingt, deshalb ihre Bedeutung als autobiographisches Dokument. Die vornehmste Betätigung des dichterischen Genius sieht Rostand im Drama. Um dies verstehen zu können, muß man wissen, welche hohe Auffassung unser Dichter vom Theater hat. Er

hätte gewünscht, so sagt er selbst, daß Bornier denen gegenüber, die gegen die Verwendung biblischer Figuren im Drama aufgetreten sind, auf die hehre Aufgabe des Theaters hingewiesen hätte. Hier spricht nun Rostand durchaus in eigener Sache, denn man wird sich erinnern, daß er in der Samaritaine den Erlöser selbst auf die Bühne gebracht hat.

Ce n'est pas notre faute si des gens ont oublié ce que le théâtre a de sacré parce qu'une exégèse trop assidue des histoires de coulisses leur a trop appris ce qu'il a de parisien, s'il ne sentent plus la beauté de ces minutes où quelque chose passe qui peut faire d'une toile peinte un ciel et d'un homme fardé un dieu!

So spricht der Dichter, der Sarah Bernhardt La Princesse lointaine, Cyrano de Bergerac Coquelin gewidmet hat und einen tiefempfundenen Dank an die genannte Schauspielerin, ihre Truppe und an alle seine getreuen Helfer (Publikum und Kritiker mit eingeschlossen) seiner Samaritaine vorangestellt hat. Das ist die Ansicht des Mannes, der in allen Stücken mit seinem Verständnis für die Erfordernisse der Bühne malerische Bilder, wirkungsvoll pointierte Tiraden, packende Akt- und Szenenabschlüsse einzufügen versteht, von dessen Plänen für die Zukunft wir nur wissen, daß er ein längeres Versdrama über die Künstler zu schreiben gedenkt, die seine Stücke gespielt haben. Sarah Bernhardt und Coquelin sollen darin besonders wirkfame Rollen erhalten. Ein andres Stück aber soll dem Théâtre-Français gewidmet werden als Ausdruck des Dankes für die Aufführung seines ersten Stückes, der Romanesques.

Nach dem Gesagten wird es nicht befremden, daß sich Rostand in seinem Discours vornehmlich mit Borniers Dramen befaßt, und besonders mit seinem besten Stück: La Fille de Roland, da dessen Stoff Rostand besonders sympathisch sein mußte.

„Er liebte nur die großen Dinge“, sagt er von seinem Vorgänger und erinnert damit an die Themen, die Rostand selbst in seinen Stücken verwertet hat. Und wenn er nun Bornier „den letzten Tragiker“ nennen möchte, so geschieht es vielleicht nur, um für sich den Titel des „letzten Romantikers“ in Anspruch zu nehmen. Denn so wesensverschieden sind beide Dichter nicht. Die einzelnen Verse des alten Wappenspruches, mit dem Rostand den geschiednen Akademiker charakterisieren möchte: Ma vie au Roy! L'honneur à moi! A Dieu mon âme! Mon cœur aux dames! könnten einzeln als Motto seinen Stücken vorangestellt werden. Mühelos fügen sich L'Aiglon, Cyrano de Bergerac, La Samaritaine, Joffroy Rudel aus der Princesse lointaine ein.

Die Begeisterung für eine große, edle Sache bezeichnet Rostand schon in der Princesse lointaine als die einzige Tugend überhaupt. „Der wahre Geist, so sagt er in seiner Rede, ist der, der der Begeisterung Flügel verleiht.“ So sollen wir die Wandlung der Samariterin von der Dirne zur Prophetin verstehen, so soll uns Joffroy Rudels Liebesfahrt, Cyranos ins Übermenschliche gesteigerter, entagungsvoller Heldennut verständlich werden, der Enthusiasmus

des Herzogs von Reichstadt soll uns das Sinnen und Sehnen des Niglon deuten. Rostands (auch in seiner Rede erhobne) Forderung: „Es ist gut, daß ein Volk von Zeit zu Zeit den Ton seiner Begeisterung wieder höre“, hat vor ihm Henri de Bornier in der Fille de Roland in die Tat umgesetzt. In diesem Zusammenhange werden wir den sprachlich hinreißenden, von Chauvinismus nicht ganz freien Exkurs verstehen, den Rostand an die Aufführung des eben genannten Stückes im Jahre 1875 knüpft. Damals erscholl plötzlich das alte, liebe Wort: O France! Douce France! — damals schien es, als ob sich Frankreich zum erstenmal seit der Niederlage habe nennen hören, als ob es sich wieder erhoben hätte. „Frankreich wird sich nicht getäuscht haben“, ruft der Dichter in stolzem Nationalgefühl und erinnert an die Wirkung, die einst die Aufführung der „Perser“ in Athen hatte! Wenn er die Werke des großen Philologen Gaston Paris, dessen er, wie wir noch sehen werden, in so sinnigen Worten gedenkt, genauer gekannt hätte, dann wären ihm wohl die Vorlesungen über das Rolandslied, gehalten im Winter 1870 inmitten des belagerten Paris, nicht unbekannt geblieben. Der Dichter, der in der ganzen gebildeten Welt gefeiert worden ist, hätte von dem Gelehrten lernen können. Wohl suchte Gaston Paris in der für Frankreich so schweren Zeit seine Hörer aufzurichten an Rolands Heldennut und an all den Bildern vergangner Größe, aber er wies doch auf die gemeinsamen Bande hin, „die über den nur allzu oft feindlichen Nationalitäten eine große Heimat, ein gemeinsames Vaterland bilden, das kein Krieg beschmutzt, das kein Eroberer bedroht...“

Des Nähern auf die Fille de Roland eingehend, sagt Rostand, das Stück sei eine „christliche Tragödie“ und nicht, wie manche geglaubt hätten, ein drame à panache. Le panache! Wer denkt hier nicht des letzten (unübersehbaren) Verses aus Cyrano de Bergerac! Rostand äußert sich über diesen schwer zu fassenden Begriff und gibt damit seine eigne Auffassung des Geistes, der Cyrano durchwehen soll. Mit einem feinen Bonmot (si je ne craignais d'avoir l'air bien pressé de travailler au Dictionnaire, je proposerais cette définition...) leitet er seine Erklärung ein: le panache c'est l'esprit de la bravoure. Oui, c'est le courage dominant à ce point la situation — qu'il en trouve le mot... Plaisanter en face du danger, c'est la suprême politesse, un délicat refus de se prendre au tragique; le panache est alors la pudeur de l'héroïsme, comme un sourire par lequel on s'excuse d'être sublime. Da haben wir also die authentische Charakteristik Cyranos und des ihm in mancher Hinsicht verwandten Flambeau aus dem berufensten Munde des Dichters selbst.

So verleugnet Rostand seine Freude an tollkühnem Wagemut auch in der Darstellung einer Episode aus der Schlacht bei Brienne nicht, als der Vater Henri de Borniers einem russischen Offizier, der ruhig inmitten des Kampfgetümmels seine Pfeife rauchte, beim achten Sturmangriff die Tabakspfeife aus dem Munde riß. Eine echte scène à panache, die uns an Cyrano erinnert, der im Kugelregen vor Arras das Lied der Gasconner Radetten singt, oder

an die tollkühne Flucht Flambeaus aus dem Schlosse zu Schönbrunn. Und nun die Sprache Rostands!

Das, was jedem Leser seiner Dramen zunächst auffällt, ist sein verblüffend reicher Wortschatz. Auch seine Rede legt von seinem umfangreichen Vokabular Zeugnis ab, das die Aufnahme von Dialektworten und Neubildungen nicht scheut, gelegentlich familiäre Ausdrücke heranzieht, ja selbst beim Argot dann und wann eine Anleihe macht. Manches Wort mag am 4. Juni 1903 bei den die Reinheit und Feinheit der französischen Sprache pflegenden Mitgliedern der Akademie ein leichtes Befremden hervorgerufen haben. Mag es noch hingehen, daß der Dichter des weinreichen Südens *la boutoure*, *la crossette*, *le chevelu* einführt, unbekümmert, ob ihm die andern Unsterblichen zu folgen verstehen, wollen wir auch dankbar darüber quittieren, daß auch er dem leitmotiv Heimatrecht verleiht, aber Neologismen wie *goujaterie* oder *veulerie* brillante, Anglicismen wie *ruffian*, das familiäre *au ronron d'une causerie* instructive, besonders aber die kühne Verbindung *les grâces stercoraires* mögen nicht oft unter der Kuppel des Institut de France vernommen worden sein.

Die Biegbarkeit seiner Sprache, seine Lust zum Fabulieren offenbart auch seine Rede. Was er ansatz, wandelt er zum dramatisch belebten Bilde. Ein paar sicher geführte Striche genügen, die äußere Gestalt seines Vorgängers greifbar deutlich vor unsern Augen erstehen zu lassen: *un vieux petit gentil-homme de roman, original, vif et bon, avec une figure rose toute mangée de barbe d'argent, des yeux d'eau claire, de minuscules mains toujours agitées et fréquemment escamotées par des manchettes vastes, et je ne sais quelle grâce de gaucherie un peu fantastique qui me le faisait encore apparaître comme le Kobold de la Tragédie.*

Wie pathetisch und fein ironisch erzählt er dann, wie dieser „kleine Däumling“ im Zauberwalde der Riesen Durendal und Joyeuse, die mächtigen Schwerter Rolands und Karls des Großen, zu schwingen sucht. Wie ergreifend schildert er sein eignes letztes Zusammentreffen mit Gaston Paris in der Nähe der Stelle, wo Roland einst verblutete. „Ich wollte hinabsteigen, um nicht selbst als dritter zwischen ihm und Karl dem Großen zu stehen. Unter einer Eiche, dem Abbild seines Geistes, nahe einer Quelle, dem Abbild seines lautern Gewissens, winkte er mir einen letzten Scheidegruß zu. Dann, bei einer Wendung der Straße, verschwand er... wie er soeben unsern Blicken entschwunden ist,^{*)} um weiter zu steigen!“ Hier, wie so oft, sucht Rostand zu wirken durch wirksam zugespitzte Antithesen, scharfe Pointen und plastische Vergleiche.

Ein reiches Sprühfeuer witziger Bemerkungen durchblitzt die ganze Rede, in der unser Dichter debütiert, *sous la coupole et dans la prose*. Man hat ihn auf den verwaisten Platz des Verfassers der Fille de Roland berufen, wohl nur deshalb, weil er sich auf zufälliger Wandlung „Roncevaux am nächsten“

^{*)} G. Paris war am 5. März desselben Jahres gestorben.

befand. Das Leben seines Vorgängers mußte man schildern nach Art der Erzählungen Daudets, „wo in dem Sonnenlicht des Südens der Bibliothekstaub tanzt“. Wie man weiß, war Bornier, der Südländer, in Paris Bibliothekar an der Arsenalbibliothek. Sein Leben ist das eines *Petit Chose*, der schließlich ein Immortel wird. Welche feine Spitze richtet hier Rostand gegen die Mitglieder der Akademie, die seinem Landsmanne Alphonse Daudet, dem Verfasser des „Kleinen Dingsda“, die Mitgliedschaft versagten und ihm so die Feder zu dem gegen sie gerichteten Tendenzroman „Der Unsterbliche“ in die Hand drückten. *Cette vie de M. de Bornier . . . je voudrais bien vous la bien conter*, sagt er, ohne die unmittelbar aufeinanderfolgende doppelsinnige Wiederholung desselben Wortes zu scheuen. Im Elternhause Borniers war alles „voll von Erinnerungen“, die Pfeife aus der Schlacht bei Brienne war *bourrée de souvenirs*. Bornier hat es fertig gebracht, *ce qu'il y a de plus difficile au monde*, eine Liebesheirat einzugehen. Und wie hat er das angestellt? Er benutzt das romantische Mittel und dichtet ein Stück in der ausgesprochenen Absicht, es mit „ihr“ zu spielen. *Et c'est ainsi qu'on commence, avec une comédie de paravent, par faire battre le cœur d'une femme, et qu'on finit par faire battre, avec un drame épique, le cœur de la France*. Nun beachte man die parallele Entwicklung beider Dichter. Als kaum Zwanzigjähriger hat Rostand Verse geschrieben und mit der, die später seine Frau werden sollte, Theater gespielt. Diesem Umstande verdanken wir einen Dialog *Les deux Pierrots*, von dem nur wenig bekannt geworden ist. Rostand schrieb ihn, als gerade kein passendes Stück da war. Seiner Frau widmete er die *Romanesques*. Durch dieses Stück wie durch die *Musardises* gewann er das Herz seiner geliebten Rosamunde und eroberte dann mit *Cyrano de Bergerac* ganz Frankreich. Diese scharf pointierte Ausdrucksweise Rostands weiß aus dem kleinsten Vorkommnis etwas zu machen: Während seiner Wahl zur Akademie las Bornier im Homer, ja noch mehr, er schlief ein. „Und um ihm mitzuteilen, auf welchen Vorbeeren er eingeschlafen war, mußte man ihn gewaltig rütteln.“ Ein weiteres Mittel, die Sprache lebendig zu gestalten, erblickt Rostand in der Anwendung von Vergleichen und Bildern. Kein moderner französischer Schriftsteller verfügt über eine solche Fülle metaphorischer Ausdrücke. Auch seine Rede liefert zahlreiche Belege. Er verschmäht es, in Anlehnung an die von seinem Vorgänger verwerteten Gestalten *de prendre un de ces sentiers digressifs qui s'amorcent si bien sur l'avenue classique de l'éloge*. Bornier hat sich im voraus „gegen solche Exkursionen“ geschützt. Seine Stoffe sind so unermesslich *que ce ne seraient pas des sentiers qu'il faudrait prendre, mais des Saharas dans lesquels il faudrait se jeter*. Die Ferien, die Bornier auf seinem Landgute verbringt, nennt Rostand *égrenées comme une grappe de muscat dans la maison blanche entourée de jasmins d'Espagne*. Auch vor gewagten Tropen und vor beleidigend kühnen Vergleichen schreckt Rostand nicht zurück. Die beiden Marquisen, die Bornier erzogen haben, qui

lui brodèrent doucement l'esprit, „hatten das Herz des Kindes . . . in ihre langen Hände genommen und hatten es träumerisch geformt“. Man wird unwillkürlich an die Samariterin erinnert, die an der Spitze der messiasbegeisterten Menge zum Heiland sagt: Die Stadt ergibt sich dir . . .

J'apporte, — et ne suis rien!

Les clefs de tous ces cœurs sur le coussin du mien!

Noch manche kleine Andeutungen ließen sich anführen, die uns Rostands dichterische Entwicklung verständlicher machen können. In feiner, diskreter Weise deutet er an, wieviel er seinem Vater, der ja nicht nur als Nationalökonom, sondern auch als Dichter hervorgetreten ist, verdankt. Voller Rührung denkt er der Söhne, deren Väter „weit entfernt, sie von der Akademie abzuwenden, sich selbst der Mühe unterzogen haben, ihnen den Weg dorthin zu zeigen“. An einer andern Stelle stattet der Dichter, der schon in den Musardises seinen alten pion gefeiert hat, der ihm zuerst Mussets Gedichte zusteckte, einem andern Mentor, einem der correspondants du collège, Villedieu-Mareuil, einen herzlichen Dank ab. Er führte ihn nicht in Museen und zu Denkmälern, um dort eine bonne petite fête didactique zu veranstalten, sondern hinaus in die schöne Natur und erzählte ihm von Kämpfen und Liebesabenteuern. Wir brauchen ein Theater voller Poesie und Heldenhaftigkeit, sagt Rostand. Die Personen der Stücke sollen uns hinausführen aus dem Alltagsleben, dieser ewigen Schule, um uns den Mut zu geben, wieder hineinzugehen. Ein Vergleich — ein Witzwort: Rostands Stil.

Schon oben erinnerten wir an die feinsinnige Huldigung an seine Frau, die selbst sich als Dichterin einen Namen gemacht hat, und die an der Gestaltung seiner Dichtungen vielleicht mehr Anteil hat, als wir bisher wissen.

Wenn ferner Rostand in seiner Rede gerade die Dichter erwähnt, die wir zunächst zu ihm in Beziehung zu setzen haben, so ist dies wohl kein Zufall. So erwähnt er in gelegentlichem Zusammenhange seine Landsleute Mistral und Daubert, Victor Hugo und Th. de Banville, ferner Scott, Byron und Shakespeare. Zwar will das Zitat nach Boileau ces Français . . . nés malins nichts besagen, aber die wunderbare Stelle, die den Siegeszug der Rolandsage verherrlicht, klingt in dem . . . profita de la brise romantique pour rentrer en France, où elle ne cessa plus d'être fière au fond des âmes, et d'être triste au fond des bois nicht zufällig aus mit denselben Worten wie Alfred de Vigny's Le Cor:

Dieu! Que le son du cor est triste au fond des bois.

Wer den literarischen Einflüssen nachgehen will, die auf Rostand eingewirkt haben, wird auch sein Urteil über Hamlet beachten müssen. Ihm ist es un de ces chefs-d'œuvre insatiables qui s'annexent peu à peu tous les rêves des hommes. Seinen Aglon läßt er im Stücke selbst einen „blonden Hamlet“ nennen, jene Renéfigur, die viel byronisme in sich trägt, ein Wesen coiffé à l'Enfant du Siècle und damit an Bornier in seiner Jugend erinnernd, ehe

Grenzboten IV 1907

dieser moitié Gascon, moitié Provençal in seinen heroischen Stücken an den Provenzalen Joffroy Rudel der Princesse lointaine und den Gascogner Tyrano de Bergerac erinnert.

So haben wir denn gesehen, wie sich in dem offiziellen Nachruf zu Ehren eines geistesverwandten Vorgängers Kostands Eigenart offenbart, wie sein dichterisches Wesen und seine individuelle Sprache überall zum Durchbruch kommen, ja wie wir gewisse wertvolle Aufschlüsse zur Beurteilung seiner dichterischen Entwicklung herausheben konnten.

Das Publikum, das weit über Frankreichs Grenzen hinaus sich von diesem Neuromantiker hat begeistern lassen, sehnt sich nach neuen Gaben seiner Muse. Möchte der Dichter bald die Hoffnungen erfüllen, die man nach seinen großen Erfolgen hegen durfte; denn ein für das Edle und Schöne begeisterter Dichter hat Pflichten gegen die, die sich in unsrer an Idealen so armen Zeit willig in seinen Bann ziehen lassen.



Persien

1. Land und Leute in Persien



Es vor einem Jahre die seltsame Kunde zu uns kam, daß sich der am schlechtesten regierte aller mohammedanischer Staaten, Persien, eine Verfassung gegeben und, dem russischen Vorbilde folgend, eine Art Parlament zusammenberufen habe, konnte man die dazu gegebene Begründung mit der bestehenden Unzufriedenheit des persischen Volkes über die Mißwirtschaft sehr wohl verstehen. Eigentümlich berührte es nur, daß sich bei den damit einhergehenden Unruhen immer Tausende von Persern in die Gärten der englischen Gesandtschaft flüchteten und hier wochenlang Aufnahme fanden, während die Hauptstütze der Regierung aus der unter russischem Einfluß stehenden sogenannten Rosakenbrigade bestand. Bald nach diesen Vorgängen kam die Nachricht, daß über eine russisch-englische Anleihe für Persien verhandelt würde, sowie daß zwischen den beiden rivalisierenden Staaten Verhandlungen über eine Verständigung im Werke seien. Nachdem sich diese Verhandlungen Monate hingezogen hatten, sodaß schon an dem Zustandekommen einer Einigung gezweifelt wurde, sind sie nun durch den am 31. August ratifizierten Vertrag zum Abschluß gekommen. In dem Vertrage verpflichten sich beide Teile, die Unabhängigkeit und Integrität des Landes zu achten, bezeichnen aber zugleich die an ihren Grenzen liegenden Gebiete, die als die gegenseitigen Interessensphären anzusehen sind.

Für England bedeutet der Vertrag die Vollendung eines Schutzwalles vor seinen indischen Grenzen, für Rußland das Aufgeben einer seit einem Jahrhundert mit unermüdlicher Ausdauer betriebenen und bisher erfolgreich gewesen Politik, die langsam und sicher dem Ziele zustrebte, den Indischen Ozean zu erreichen. Die Verwirklichung dieses alten russischen Traumes ist nunmehr, solange der Vertrag besteht, ausgeschlossen, ebenso die Möglichkeit, England in Asien ernstlich entgegenzutreten zu können. Wir werden später sehen, wie nahe